



# Leseprobe

Madeleine Thien  
**Einfache Rezepte**  
Erzählungen -  
Geschenkausgabe

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



---

Seiten: 288

Erscheinungstermin: 13. April 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Die Geschenkausgabe mit der abgerundeten Ecke: anspruchsvolle Haptik, hochwertiges Papier, mit Lesebändchen, kleines Format.

In wunderbaren, ergreifenden Geschichten spürt die kanadische Schriftstellerin Madeleine Thien den oft krummen Wegen der Liebe nach. Mit wenigen Strichen fängt sie entscheidende Szenen des Familienlebens ein, ob in der Kindheit oder bei Erwachsenen, und zeigt erschreckend klar, wie Nähe, Vertrauen und Zuneigung den Menschen erst empfänglich machen für den Schmerz.



### Autor

## Madeleine Thien

---

Madeleine Thien wurde 1974 in Vancouver, British Columbia, geboren. Ihre Eltern stammen aus Malaysia und China und emigrierten in den 1960ern nach Kanada. Als Kind begann Thien mit Ballett, Stepptanz und Akrobatik, später studierte sie Tanz, wechselte dann 1994 über zu Literatur. Ihr erstes Buch »Einfache Rezepte«, eine Sammlung von Kurzgeschichten, wurde mit vier kanadischen Literaturpreisen ausgezeichnet. Für ihren Roman »Flüchtige Seelen« erhielt Thien 2015 den LiBeraturpreis von Litprom. »Sag nicht, wir hätten gar nichts« kam 2016 auf die Shortlist des Man Booker Prize und wurde ausgezeichnet mit dem Governor General's Literary Award und dem Scotiabank Giller Prize, den höchsten

Zwei Schwestern, junge Mädchen, halten vor ihrem früheren Haus Wache. Eines Tages ist ihre Mutter sang- und klanglos verschwunden, und nun hoffen sie, dass sie hierherkommt und nach ihnen sucht ... Eine Frau entdeckt, dass ihr Mann vorhatte, sie zu verlassen und zu seiner Jugendliebe zurückzukehren. Doch es kommt anders, und die Frau muss entscheiden, wie sie mit ihrem verzweiferten Mann und ihrer eigenen Wut umgehen soll ... Mit wenigen Strichen fängt die kanadische Schriftstellerin entscheidende Szenen des Familienlebens ein, ob in der Kindheit oder bei Erwachsenen, und zeigt erschreckend klar, wie Nähe, Vertrauen und Zuneigung den Menschen erst empfänglich machen für den Schmerz.

MADELEINE THIEN wurde 1974 in Vancouver, Kanada, geboren. Ihre Eltern stammten aus Malaysia und China und emigrierten in den 1960ern nach Kanada. Thiens Debüt »Einfache Rezepte« wurde mit vier Literaturpreisen ausgezeichnet, für ihren Roman »Flüchtige Seelen« erhielt sie 2015 den LiBeraturpreis von Litprom. Der Roman »Sag nicht, wir hätten gar nichts« kam auf die Shortlist des Man Booker Prize 2016 und wurde mit den angesehensten Literaturpreisen Kanadas ausgezeichnet. Madeleine Thien lebt in Montreal.

»Madeleine Thien vermittelt die Sehnsucht nach Geborgenheit in einer viel zu zerbrechlichen Welt.«

*NDR Kultur*

*Dieses Buch ist meiner Familie gewidmet,  
in Liebe.*

*Ein Haus ist ein simples Konstrukt.  
Die Baumeister sterben, doch das Haus besteht.  
Und nach wie vor zählt jede Kindheit  
wie im Schatten wachsende Minze,  
jeder Wandel ist mühsam,  
folgt keiner natürlichen Melodie.  
Die Welt mag alt sein,  
aber schon damals war sie alt  
ohne Ende und Anfang.*

– Roo Borson,  
aus »Milk«

## *Inhalt*

Einfache Rezepte

*11*

Vier Tage von Oregon

*35*

Alchemie

*75*

Korrespondenz

*103*

Haus

*131*

Schienenblitz

*163*

Ein Stadtplan

*199*

Danksagung

*285*

## *Einfache Rezepte*

ES GIBT EIN EINFACHES REZEPT für die Zubereitung von Reis. Mein Vater hat es mir gezeigt, als ich ein Kind war. Damals pflegte ich auf der Küchentheke zu sitzen und zu beobachten, wie er die Körner schnell und sicher in seinen Händen siebte und dabei Schmutzteilchen oder Sand, winzige Unvollkommenheiten entfernte. Er ließ seine Hände durchs Wasser wirbeln, und es wurde trüb. Das Geräusch, das er beim Säubern der Körner erzeugte, war so laut wie ein Feld voller Insekten. Immer wieder spülte mein Vater den Reis, goss das Wasser ab und füllte dann erneut den Topf.

Die weiteren Instruktionen sind simpel. Sobald das Waschen erledigt ist, füllt man den Topf mit so viel Wasser auf, dass es einem bis zum ersten Knöchel des Zeigefingers reicht, wenn man mit der Spitze den Reis berührt. Mein Vater brauchte keine genauen Angaben oder Messbecher. Er schloss einfach die Augen und ertastete die Wasserlinie.

Manchmal träume ich immer noch, dass mein Va-



ter, die nackten Füße flach auf dem Boden, mitten in der Küche steht. Er trägt ein altes Oberhemd und verblichene Sweatpants mit Gummizug in der Taille. Umgeben von glänzenden Oberflächen und den spitzen Ecken von Herd und Kühlschrank, wirkt er fehl am Platz. Die Erinnerung an ihn ist so deutlich, dass es mich bisweilen verblüfft, wie detailliert ich ihn vor mir sehe.

Jeden Abend vor dem Essen vollzog mein Vater dieses Ritual – waschen und abgießen, den Topf dann in den Kocher stellen. Als ich älter war, übertrug er mir diese Aufgabe, aber ich erledigte sie nie mit der gleichen Sorgfalt. Ich tat nur so, als ob, indem ich mit dem Wasser herumspritzte und mit dem Finger ungefähr den Wasserstand abmaß. An manchen Abenden war der Reis ein schleimiger Matsch. Ich war beunruhigt darüber, dass ich eine so simple Aufgabe nicht bewältigte.

»Tut mir leid«, erklärte ich am Tisch mit leiser und verlegener Stimme.

Als Antwort aß mein Vater einfach weiter, schob sich den Reis in den Mund, als hätte er überhaupt nichts anderes erwartet, als bemerkte er keinen Unterschied zwischen dem, was er so gut und ich so schlecht konnte. Rasch wanderten seine Stäbchen über den Teller, und er aß bis zum letzten Bissen

alles auf. Dann erhob er sich pfeifend und räumte den Tisch ab, und mit jeder seiner abgezirkelten und sicheren Bewegungen überzeugte er mich davon, dass es gut bestellt war um die Welt.

Mein Vater steht mitten in der Küche. In der rechten Hand hält er eine mit Wasser gefüllte Plastiktüte. In der Tüte gefangen ist ein lebendiger Fisch.

Der Fisch atmet kaum, obwohl sein Maul auf- und zuklappt. Ich linge hoch und berühre ihn durch die Plastiktüte hindurch, streiche mit den Fingern über die Kiemen, den weichen, muskulösen Körper, schiebe meinen Finger über seinen Augapfel. Der Fisch schaut mich unentwegt an und schaukelt träge hin und her.

Mein Vater lässt die Küchenspüle volllaufen. Mit einer raschen Bewegung dreht er die Tüte um, und der Fisch schwappt zusammen mit dem Wasser heraus. Er krümmt sich und hüpfet. Wir beobachten ihn aufmerksam, ich auf den Zehenspitzen, das Kinn auf die Theke gestützt. Der Fisch ist so lang wie mein Arm vom Handgelenk bis zum Ellbogen. Die Wände des Beckens streifend, treibt er dahin.

Ich halte Wache über den Fisch, während mein Vater mit den Vorbereitungen fürs Abendessen beginnt. Der Fisch biegt seinen Körper, versucht zu

wenden oder zu tauchen, so dass Wasser über den Rand der Spüle fließt. Obwohl ich mit meinen Fingern winzige Kreise um ihn ziehe, beachtet mich der Fisch nicht, schnellt im kalten Wasser von einer Seite zur anderen.

Viele Stunden hintereinander waren wir nur zu zweit. Während meine Mutter arbeitete und mein älterer Bruder draußen spielte, saßen mein Vater und ich auf der Couch und zappten uns durch die Sender. Er liebte Kochshows. Wir sahen *Wok mit Yan*, wobei mein Vater ständig Urteile über Yans Methoden abgab. Ich war begeistert, als Yan Orangenschalen in Schwäne verwandelte. Mein Vater rümpfte die Nase. »Das kann ich auch«, sagte er. »Dazu muss man kein Genie sein.« Er legte eine Frühlingszwiebel ins Wasser, um mir zu demonstrieren, dass sie dann wie eine Blume aufblühte. »Ich kenne viele solche Tricks«, sagte er. »Viel mehr als Yan.«

Dennoch machte mein Vater sich sorgfältig Notizen, als Yan die Zubereitung von Pekingente vorführte. Über Yans Wortspiele lachte er herzlich. »Take a wok on the wild side!«, intonierte Yan und deutete mit seiner Schöpfkelle auf die Kamera.

»Ha ha!«, lachte mein Vater, bis seine Schultern bebten. »*Wok on the wild side!*«

Morgens brachte mein Vater mich zur Schule. Und um drei Uhr nachmittags, wenn wir beide auf dem Heimweg waren, ratterte ich alles herunter, was ich an dem Tag gelernt hatte. »Der Brachiosaurus«, informierte ich ihn, »isst nur weiches Gemüse.«

Mein Vater nickte. »Genau wie ich. Zeig mir mal deine Stirn.« Wir blieben stehen und begutachteten uns mitten auf der Straße gegenseitig. »Du hast eine hohe Stirn«, sagte er und beugte sich vor, um besser sehen zu können. »Alle intelligenten Menschen haben die.«

Ich stolzierte einher und streckte die Beine, um mich seinen Schritten anzupassen. Ich war hocherfreut, wenn meine Füße mit seinen mithalten konnten, rechts, dann links, dann wieder rechts, und wir marschierten wie eine Kompanie. Mein Vater war ein Meister der Kunststückchen; er konnte eine Stunde lang dasitzen und mit einem runden Löffel Tunnel in eine Wassermelone bohren, er konnte aus der Schale ein Schloss schnitzen.

Mein Vater war in Malaysia zur Welt gekommen, und er und meine Mutter emigrierten etliche Jahre vor meiner Geburt nach Kanada, wo sie sich zuerst in Montreal und schließlich in Vancouver niederließen. Während ich in die Beharrlichkeit des Regens

von Vancouver hineingeboren wurde, stammte mein Vater aus einem Monsunland. Als ich klein war, versuchten meine Eltern, mir ihre Sprache beizubringen, doch sie ging mir nie leicht von der Zunge. Mein Vater fuhr mir mit dem Daumen sanft über den Mund, als wollte er begreifen, was mir solche Schwierigkeiten bereitete.

Mein Bruder kam in Malaysia zur Welt, aber als er zusammen mit meinen Eltern nach Kanada auswanderte, ging ihm die Sprache verloren. Oder er vergaß sie oder verweigerte sie, was auch weit verbreitet ist, und das ärgerte meinen Vater. »Wie kann ein Kind eine Sprache vergessen?«, fragte er meine Mutter. »Es liegt daran, dass das Kind faul ist. Daran, dass das Kind beschließt, sich nicht zu erinnern.« Als mein Bruder zwölf Jahre alt war, fing er an, nachmittags draußen zu bleiben. Er rannte mit seinem Fußball in der Gasse hinter dem Haus auf und ab und kam erst zum Abendessen heim. Meine Mutter arbeitete tagsüber als Verkäuferin bei Woodward's im Stadtzentrum, in dem Gebäude mit dem rotierenden W auf dem Dach.

Die Decken in unserem Haus waren vergilbt von Fett. Sogar in der Luft lastete es. Ich erinnere mich, dass ich dieses Gewicht liebte, die Luft, die geschwängert war vom Geruch unzähliger Mahlzeiten,

gekocht in einer winzigen Küche, von all den guten Gerüchen, die hier um Platz wetteiferten.

Der Fisch in der Spüle stirbt langsam vor sich hin. Er schimmert und glänzt, als ob seine Haut aus leuchtenden Mineralien bestünde. Am liebsten würde ich ihn mit beiden Händen greifen, so dass sich sein Körper unter dem Druck meiner Finger anspannt. Wenn ich fest zupacke, werde ich sein flatterndes Herz spüren können, nehme ich an. Stattdessen versuche ich, den Fisch zu hypnotisieren. *Du bist seeehr müde*, sage ich zu ihm. *Du wirst immer schläfriger*.

Neben mir hackt mein Vater Frühlingszwiebeln. Er benutzt dazu ein Hackbeil, das, wie er behauptet, um viele Jahre älter ist als ich. Die Klinge des Beils schwingt vor und zurück; Zwiebelschlaufen türmen sich neben dem Handgelenk meines Vaters zu einer Pyramide. Als er fertig ist, krempelt er seinen rechten Ärmel hoch, langt ins Wasser und zieht den Stöpsel heraus.

Der Fisch in der Spüle schwimmt noch, und wir betrachten ihn schweigend. Das Wasser sinkt unter seine Kiemen, unter seinen Bauch. Es läuft ab, bis das Becken trocken ist. Der Fisch liegt mit offenem Maul da, sein Körper hebt und senkt sich. Er drischt an die Wand der Spüle. Dann springt er in die

Höhe. Er windet sich und schnappt mit einem Satz nach seinem Schwanz. Der Fisch segelt in die Luft und fällt schwer wieder herunter. Er zuckt heftig.

Mein Vater greift mit bloßen Händen zu. Er hebt den Fisch hoch und legt ihn sanft auf die Arbeitsfläche. Während er ihn mit einer Hand festhält, schlägt er mit der flachen Seite des Hackbeils auf seinen Kopf. Der Fisch bleibt reglos auf der Theke liegen, und mein Vater fängt an, ihn auszunehmen.

In meiner Wohnung achte ich darauf, dass die Wände sauber sind. Ich öffne die Fenster und stelle den Ventilator an, wenn ich eine Mahlzeit zubereite. Mein Vater hat mir einen Reiskocher geschenkt, als ich mein erstes eigenes Apartment bezog, aber ich benutze ihn so selten, dass er, die Schnur ordentlich um den Bauch gewickelt, ganz hinten im Schrank steht. Ich habe kein Verlangen nach den Mahlzeiten selbst, doch ich vermisse es, wie wir uns gemeinsam hinsetzten, die Körper hungrig vorgebeugt, während mein Vater ein Gericht nach dem anderen enthüllte. Wir lachten und aßen, und die Brille meiner Mutter beschlug mit weißem Dampf, bis sie sie abnehmen und auf den Tisch legen musste. Dann aß sie mit geschlossenen Augen weiter, und das knackige Gemüse zwischen ihren Stäbchen leuchtete strahlend grün.

Mein Bruder kommt in die Küche, und er ist von Kopf bis Fuß mit Dreck beschmiert. Beim Gehen hinterlässt er eine dünne Schleifspur. Den Fußball, voller Schlamm vom Spielen draußen, hat er fest unter einen Arm geklemmt. Als er sich an meinem Vater vorbeidrückt, ist seine Miene angespannt.

Neben mir streut meine Mutter Knoblauch auf den Fisch. Sie lässt mich eine Hand unter den Kopf des Fisches schieben, ihn ergreifen und nach hinten biegen, so dass sie den Fisch mit Ingwer füllen kann. Ganz vorsichtig drehe ich den Fisch um. Er ist fest und schlüpfrig und mit winzigen, scharfen Schuppen besetzt.

Am Herd langt mein Vater nach einer alten Teekanne. Sie ist mit Öl gefüllt, und er gießt das Öl in den Wok. Es zerrinnt zu einer dünnen Schleife. Nach einem Moment, als das Öl zu knistern beginnt, nimmt er den Fisch und legt ihn in den Wok. Er fügt Wasser hinzu, und Rauch wallt auf. Der bratende Fisch erzeugt ein Geräusch wie Reifen auf Kies, ein sehr lautes Geräusch, das alles andere übertönt. Dann tritt mein Vater aus dem Qualm hervor. »Servier du den Reis«, sagt er, während er mich von der Küchentheke hebt.

Mein Bruder kommt wieder herein, mit schmutzigen Händen und Knien in der Farbe staubiger Zie-



gel. Seine Fußballshorts flattern ihm um die Beine. Als er sich hinsetzt, zieht er eine wütende Grimasse. Mein Vater ignoriert ihn.

Der Reis im Kocher ist platt wie ein Pfannkuchen. Ich stoße den Löffel hinein, rühre den Reis um, und heißer Dampf schießt hoch und schlägt sich auf meiner Haut nieder. Während mein Vater über dem Herd elegant die Arme bewegt, fange ich an, den Reis auszuteilen: zuerst für meinen Vater, dann für meine Mutter, dann für meinen Bruder, dann für mich. Hinter mir wird der Fisch rasch gar. In einem Steinguttopf dünstet mein Vater Blumenkohl, den er immer wieder wendet.

Mein Bruder tritt gegen ein Tischbein.

»Was ist los?«, fragt mein Vater.

Mein Bruder schweigt einen Moment, dann sagt er: »Wieso müssen wir unbedingt Fisch essen?«

»Magst du ihn nicht?«

Mein Bruder verschränkt die Arme vor seiner Brust. Ich sehe Schmutzstreifen auf seinen Armen, dunkel und verkrustet. Ich stelle mir vor, wie ich sie ihm mit einem kleinen Löffel vom Körper kratze.

»Ich kann es nicht leiden, dass er noch Augen hat. Das sieht abartig aus.«

Meine Mutter gibt ein missbilligendes Geräusch von sich. Sie trägt noch ihr Namensschild an der

Bluse. Darauf steht *Woodward's* und dann *Verkäuferrin*. »Das reicht«, sagt sie und hängt ihre Handtasche über die Stuhllehne. »Geh dir die Hände waschen und mach dich zum Essen fertig.«

Mein Bruder wirft ihr einen ganz kurzen wütenden Blick zu. Dann beginnt er, an dem Schmutz auf seinen Armen zu zupfen. Ich bringe Teller mit Reis an den Tisch. Der Schmutz bröckelt von der Haut ab und sprenkelt die Tischdecke. »Hör auf damit«, sage ich ärgerlich.

»*Hör auf damit*«, äfft er mich nach.

»Hey!« Mein Vater schlägt mit seinem Löffel auf die Arbeitsfläche. Ein helles *Ping* ertönt. Er deutet auf meinen Bruder. »Keine Streitereien in diesem Haus.«

Mein Bruder schaut zu Boden, murmelt etwas und entfernt sich dann schlurfend vom Tisch. Als er ein Stück gegangen ist, stampft er mit den Füßen auf.

Kopfschüttelnd zieht meine Mutter ihre Jacke aus. Sie gleitet ihr von den Schultern. In der Sprache, die ich nicht verstehe, sagt sie etwas zu meinem Vater. Er zuckt bloß die Achseln. Und dann antwortet er, und mir erscheinen seine Worte so vertraut, als wären es Worte, die ich kennen müsste, als hätte ich sie womöglich früher gekannt, dann aber vergessen. Die Sprache, die sie sprechen, ist voller weicher Vo-

kale, voller Wörter, die ineinanderlaufen, so dass ich die Lücken nicht erkenne, in denen sie zum Atemholen innehalten.

Meine Mutter hat mir einmal etwas über Schuld erzählt. Ihre eigene Schuld halte sie in der Hand wie eine Opfergabe. Aber deine Schuld ist anders, meinte sie. Du brauchst nicht an ihr festzuhalten. Stell sie dir vor, sagte sie und fuhr mir mit den Händen über die Stirn, dann in die Haare hinauf. Wenn du sie dir vorstellst, fragte sie, was siehst du dann?

Einen Fleck auf der Haut, groß und schwarz.

Einen Fleck, sagte sie. Konzentrier dich darauf. Jetzt ist es noch ein Fleck. Aber wenn du dich konzentrierst, kannst du ihn schrumpfen lassen, ihn auf die Größe einer Nadelspitze zusammenpressen. Und dann, wenn du es willst, wenn du es siehst, kannst du ihn wegpusten wie ein Körnchen Staub.

Sie strich mir über die Stirn.

Ich versuchte, mir den Fleck vorzustellen. Ich stellte mir vor, ihn wegpusten wie einen kleinen Punkt, einen Tupfer, der nichts bedeutete, diese Komplizenschaft, von der ich mich wundersamerweise einfach trennen konnte. Meine Mutter brachte mich dazu, dass ich an die Kraft meiner Gedanken glaubte, als könnte ich erscheinen lassen, was nie

existiert hat. Oder es umkehren. Es so oft umdrehen, dass man es aus den Augen verliert, dass einem das Ende entgleitet und das Ganze sich in Rauch auflöst.

Mein Vater zerteilt den Fisch mit dem Rand seines Löffels. Unter der Haut ist das Fleisch weiß, und der Saft rinnt heraus. Er hebt ein Stück hoch und legt es mir vorsichtig auf den Teller.

Wieder drückt sich sein Löffel durch die Haut. Behutsam nimmt mein Vater ein weiteres Stück und trägt es zu meinem Bruder.

»Ich will nicht«, sagt mein Bruder.

Die Hand meines Vaters zittert. »Probier ihn«, sagt er lächelnd. »Take a wok on the wild side.«

»Nein.«

Mein Vater seufzt und legt das Stück Fisch auf den Teller meiner Mutter. Wir essen schweigend; nur unsere Löffel kratzen über das Geschirr. Meine Eltern benutzen Stäbchen, heben ihre Schüsseln an den Mund und schaufeln die Happen hinein. Der Geruch nach Essen erfüllt den Raum.

Mein Vater, jeden Bissen genießend, isst langsam und ganz den Geschmäckern in seinem Mund zugewandt. Meine Mutter nimmt ihre Brille ab, deren Gläser beschlagen sind, und legt sie auf den Tisch. Sie isst mit gesenktem Kopf, als ob sie betete.

Mein Bruder hebt einen Strunk Blumenkohl an seine Lippen und seufzt tief. Er kaut, und sein Gesichtsausdruck verändert sich. Ich sehe plötzlich vor mir, wie er ertrinkt, seine Haare ihn umwallen wie Gras. Er hustet und spuckt den Inhalt seines Mundes auf den Teller. Noch ein Husten. Würgend greift er sich an die Kehle.

Mein Vater knallt seine Stäbchen auf den Tisch. Mit einer raschen Bewegung packt er meinen Bruder an der Schulter. »Ich habe es versucht«, sagt er. »Ich weiß nicht, was für ein Sohn du bist. So undankbar zu sein.« Die andere Hand saust an mir vorbei und landet klatschend im Gesicht meines Bruders.

Meine Mutter zuckt zusammen. Das Gesicht meines Bruders ist rot, sein Mund steht offen. Seine Augen sind nass.

Immer noch hustend, greift er nach einer Gabel, die Zinken auf meinen Vater gerichtet, und schleudert sie dann blindlings auf ihn. Sie streift seine Brust und fällt zu Boden.

»Ich hasse dich! Du bist nichts als ein Arschloch, ein beschissenes schlitzäugiges Arschloch!« Mein Bruder nimmt seinen Teller in die Hände. Er lässt ihn auf den Tisch krachen, so dass sich das Essen darüber verstreut. Er hustet und spuckt. »Ich wünschte,

du wärst nicht mein Vater! Ich wünschte, du wärst tot!«

Mein Vater lässt erneut seine Hand sausen. Diesmal mit einem harten Schlag auf den Tisch. Ich schließe die Augen. Ich höre nur noch, wie jemand schreit. Eine laute Stimme ertönt. Unbeholfen stehe ich auf, die Hände über den Augen.

»Geh in dein Zimmer«, sagt mein Vater mit zitternder Stimme.

Da ich glaube, dass er mich meint, nehme ich meine Hände herunter.

Doch er schaut meinen Bruder an. Und mein Bruder, dessen kleine Brust sich heftig hebt und senkt, schaut ihn ebenfalls an.

Ein paar Minuten später fängt meine Mutter an, den Tisch abzuräumen und mit erschöpfter Miene Schüsseln und Teller nacheinander über dem Müllimer sauber zu kratzen.

Ich entferne mich von meinem Stuhl, trete an meiner Mutter vorbei auf den Teppich und gehe langsam die Treppe hinauf.

Vor dem Zimmer meines Bruders kauere ich mich an die Wand. Als ich mich vorbeuge, sehe ich meinen Vater, der die Bambusrute in den Händen hält. Die Rute ist glatt. Ihre langen Fasern, fein wie

Haare, sind in gewissen Abständen mehrmals zusammengebunden. Mein Bruder liegt auf dem Boden, als wäre er umgeworfen und dorthin geschleppt worden. Mein Vater hebt die Rute in die Höhe.

Ich möchte aufschreien. Ich möchte ins Zimmer und zwischen sie treten, kann aber nicht.

Es ist wie das Fällen eines Baums, eine langsame, bogenförmige Bewegung durch die Luft.

Die Bambusrute sinkt lautlos herab. Sie trifft auf den Rücken meines Bruders und reißt ihm die Haut auf. Ich höre keinen Ton. Ein Blutfaden zieht sich über seinen Körper.

Die Rute hebt und senkt sich erneut. Ich habe Angst davor, dass Knochen brechen könnten.

Noch einmal holt mein Vater aus.

Mein Bruder weint in den Teppich und krallt sich hinein. Die Knie hat er an die Brust gezogen; sein Kopf gräbt sich in den Boden. Sein Rücken ist gekrümmt, und ich kann seine Wirbelsäule sehen, die kleinen Höcker unter seiner Haut.

Der Bambus kracht auf Knochen, und in meinem Kopf zersplittert die Szene in eine Million weiße Stücke.

Meine Mutter hebt mich vom Boden auf, zieht mich den Flur entlang in mein Zimmer, ins Bett. Alles ist nass, die Laken, meine Hände, ihr Körper,

